

CARNIOLIA.

ZEITSCHRIFT

für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Franz Hermann von Hermannsthal.

III. JAHRGANG.

N^o 14.

Montag am 15. Juni

1840.

Don dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert mit portofreier Zusendung ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Postämter nehmen Pränumeration an. In Laibach pränumerirt man beim Verleger am Kaan, Nr. 190, im ersten Stocke.

Treu dem Gefange.

(In ein Album.)

An der Schwelle meines Lebens
Schwor ich dem Gefange mich zu:
Er war Born mir des Erhebens,
Er Bergelter jedes Strebens,
Er schon Kern von Pein und Ruh
An der Schwelle meines Lebens.

Bis zur Schwelle meines Lebens
Bleib ich dem Gefange treu.
Lönt er auch nur scheuen Lebens,
War gewalt'gen Heberhebens,
Sing' ich dennoch froh und frei
Bis zur Schwelle meines Lebens!

E. Straube.

Verchenschlag.

(Aus der bei Brockhaus in Leipzig zu erscheinenden Sammlung.)

Der Himmel blau, die Erde grün
Nach langen Wintertagen —
Du darfst, mein Geist, auch hoffnungsfühn
Die Aetherflügel schlagen.

So schwinde dich empor, empor
Als Lerche durch die Lüfte —
Eich' offen weit des Himmels Thor
Und überblüht die Gräfte,

Ludwig August Frankl.

Die Luifenstraße in Kroatien.

Von Stern.

(Fortsetzung.)

Von Metratich führt die Straße wieder mit sanftem Gefälle abwärts und zum Theil schon durch einsame Gegenden. Im Dorfe Bukovagoricza besitzt die Gesellschaft wieder ein Wirthshaus; von hier aus bietet die Straße, obwohl immer schön, nichts Merkwürdiges dar, bis gegen die zweite Poststation Szeverin, vor welcher man wieder in das Culpa Thal gelangt, und eine herrliche Aussicht in das jenseits gelegene Krain genießt. Auch der Anblick des Ortes Szeverin mit seinem hochgelegenen Schlosse ist malerisch. In Szeverin ist die zweite gesellschaftliche Mautstation, zugleich ein königl. ung. Dreißigstamt. — Das

dortige Wirthshaus ist herrschaftlich, und sehr wohl bestellt. Bis hieher sind 5 Meilen von Karlstadt, und noch 13 Meilen bis Gimne, was, nebst der Höhe über dem Meere, eine am gesellschaftlichen Mauthause angebrachte Tafel meldet. — Wald hinter dem Orte Szeverin ersteigt der Reisende mit einer Steigung von 3" auf die Klaster den sogenannten Buchnik, ein ödes, wildes Gebirg, einst der Aufenthalt berühmter Räuberbanden, nun mit friedlichen Hütten geschmückt, vor denen die reichliche Nachkommenschaft der fruchtbaren Bewohner ihre lustigen Spiele treibt. Nach erreichtem Gebirgsfattel übersteigt die Straße auf die jenseitige Berglehne, und man gelangt in abwechselndem Gefälle bald an den Punkt, wo die neue Straße die alte, sogenannte Karolinenstraße beinahe berührt, deren steile Wendungen seltsam gegen die neue Anlage abstecken. Wieder eine sehr schöne Aussicht eröffnet sich hier auf die königl. Cameral-Herrschaft Verbovsko, einen großen aber zerstreuten Ort, der sein Aufblühen auch der Luifenstraße verdankt.

Nun wird die Gegend wieder wild und öde, und nur das Betrachten einiger großartigen Felsensprengungen und der schönen Parapete, dann die Aussicht auf das ferne Hochgebirge, worunter sich der Klek durch seine groteske Gestalt in der Art des oberösterreichischen Traunsteins auszeichnet, bringt Abwechslung für die Beschauer. — So kommt man in das Dorf Buchinichszello, wo die Luifenstraßen-Gesellschaft abermals ein verpachtetes Wirths- und Mauthaus besitzt. Sehenswerth ist die hier befindliche, auf Kosten der Gesellschaft hergestellte Wasserleitung, ein kostbares, und in dieser wasserarmen Gegend für Menschen und Thiere wohlthätiges Werk. Eine kleine halbe Stunde hinter Buchinichszello liegt das Dorf Cameral-Moravicez, meist von Wallachen griechisch-unirter Religion bewohnt, und seit dem Bestehen der Luifenstraße zu bedeutendem Wohlstande erblüht, wovon die vielen, massiven steinernen Gebäude ein freundliches Zeugniß geben. Von hier aus folgen mehrere sehr interessante Partien der Straße, die besonders den Kunstverständigen eine immer höhere Ach-

tung für den Erbauer einflößen müssen. Herrlich ist der Anblick bei der Wendung in der sogenannten Poila, wo man den längs der Felsenlehne zurückgelegten Weg beinahe ganz wieder vor sich erblickt, und die ungeheueren Mauern, worauf die Straße ruht, bewundern kann. Man ist nun in das Dobrathal gelangt, welches man bei Stativoe verlassen und seitdem nicht mehr erblickt hat. Die Straße geht nun eben, nahe an dem Flusse, der aber hier unbedeutend ist. — Hier sind die ersten Isolirung-Canäle zu sehen, welche ein herrliches Mittel abgeben, die Straße vor der Nässe der Berglehnen zu schützen. Sie sind meines Wissens sonst an keiner Straße zu finden, und ihr Anblick ist eben so lehrreich als angenehm. Das Thal verlassend, steigt man wieder, jedoch sanft, bergan, und erblickt bald das freundliche Dorf Skrad, welches bereits 2077 Fuß über der Meeresfläche liegt. Hier besitzt die Gesellschaft ein ansehnliches Gebäude, welches gegenwärtig von einem Straßenbeamten bewohnt wird, und ein Einkehrwirthshaus, welches verpachtet ist. — Die Straße führt von hier noch eine Strecke aufwärts längs einem beinahe senkrechten Felsenberge, dem der nöthige Raum durch Pulvergewalt abgenommen werden mußte, und der sich an der kühnen Unternehmung dadurch zu rächen sucht, daß er oft ungeheure Felsenmassen von seinem Gipfel herabschleudert, die aber meistens in hohem Bogen weit über die Straße hinüberfliegen, und nur selten das äußere Parapet beschädigen. Rechts der Straße erblickt der Wanderer zwischen schauerlichen Bergen und Wäldern manchmal das Culpalthal bei Brod, und laßt sein Auge an mancher schönen Aussicht; bald aber gelangt er in eine wahrhaft wilde Gegend, welche einst ein ungeheurer Urwald war, jetzt aber meistens ausgebrannt ist, und sich nach und nach zu cultiviren anfängt. Schon wachsen hier jährlich einige Ansiedelungen zu, und vertrauen ihr Hafer- oder Gerstenkorn der mageren Erde, welche die große Mühe anfangs freilich nur spärlich, doch nach und nach reichlicher vergelten wird, wie die blühenden Felder der ältern Ansiedelungen beweisen. Eine halbe Meile von Skrad liegt das gesellschaftliche Maut- und Wirthshaus Zalispina mit einer erst unlängst angelegten, wohlthätigen Wasserleitung. Etwas früher geht ein Seitenzug der Straße zu dem bedeutenden Dorfe Ravnagora, welches starken Holzhandel treibt, und durch den günstigen Ausweg seiner Producte immer mehr emporkommt. Von Zalispina aus steigt die Straße mit abwechselndem Gefälle stets noch aufwärts, und erreicht endlich den Berg Wodenjak, an dessen nördlicher Lehne sie sich, sehr umsichtig angelegt, hinzieht. Der höchste Punkt, welchen die Straße hier übersteigt, ist mit einem Steine bezeichnet, und zeigt eine Höhe von 2677 $\frac{11}{12}$ Fuß über dem Meere an. Von diesem Punkte geht es abwärts, und bald öffnet sich eine überraschende Aussicht auf das große Dorf Delnicze, und weiter hin auf Brod — ein Anblick, der sich besser fühlen als beschreiben läßt. Fast unglaublich dünkt dem Reisenden, wenn ihm erzählt wird, daß hier, wo ein fast eine Stunde langes Dorf steht und üppige Saaten grünen, vor 40 Jahren nur wenige ärmliche Hüt-

ten und fast eine Wüste war. — Fort abwärts rollend, gelangt man zu dem gesellschaftlichen Mauthause in Delnicze, woselbst man jedoch nur die Bollete vorzeigt, und weiter nicht aufgehalten wird.

(Fortsetzung folgt.)

Là ci darèm' la mano.

Novellette in Fragmenten.

Von Anton Ritter von Berger.

(Fortsetzung.)

Der Douanenrath lächelte, er mochte sich seiner alten Zeit erinnern haben, kurz vorher, als er à la Werther costumirt um sein Frauchen warb. — „Noch Eines,“ sprach er, „singt nur, Kinder, singt. Malchen, merkst du auf?“

„Ja, bester Vormund,“ hauchte die Stieckende.

„Singt mir das Pa-pa-pa Duett.“

„Väterchen, wie bist du gelaunt?“

„Gut, Linchen, wie du siehst.“

„Wollen Sie, Kapellmeister?“

„Alles, was Sie wollen.“ — Aber kaum hatten wir angefangen, als ein Diener hereinkam und den Rath von seiner Behaglichkeit aufstörte, indem er einen Collegen Herrenbreith's meldete. „Daß Dich!“ grollte Herrenbreith — „kann er denn nicht später oder früher kommen? Gerade jetzt!“ — Damit war der Wohlbeleibte unter die Thüre gekommen, legte seufzend die Pfeife weg und trat hinaus. Wir hatten zu singen aufgehört.

„Lassen Sie uns etwas Lebendigeres, Eingreifendes wählen, lieber Kapellmeister.“

„Da,“ sprach sie weiter, „singen wir dieses herrliche Duo.“ —

„Là ci darèm' la mano?“ fragte ich, und sah ihr bedeutsam und (läugne es nicht, Johannes) sehnüchtig in die kristallhellen Augen. „Ja, lieber Freund,“ erwiderte sie und schmunzelte: „Là ci darèm' la mano!“ Es durchfuhr mich, und ich durchfuhr die Tasten mit einem rasenden Lauf in *f* moll hinauf und hinab, und schlug dann das *Contra f* so hastig und fortissimo nach einander an, als ob —

„Bitte, singen Sie mit Christianen das Duett“, lispelte die plötzlich neben uns stehende, geisterhafte Amalie. Ich bekam sogleich eine andere Richtung. Auch Christiane schien im Augenblicke ihre Munterkeit verloren zu haben, und wir sangen das Duo auf eine Weise, wie ich es nie singen hörte, wie ich nie gedacht hatte, daß man es singen könne. Amalie stand neben uns, sie hatte die Augen niedergeschlagen und die eine Hand auf den Flügel gelegt, als wollte sie die Töne dämpfen, damit sie nicht zu laut, zu übermüthig würden. Ich begann unwillkürlich in einem langsameren Tempo, und sang so weich und so melancholisch, fast *a mezza voce*. Christiane machte es wie ich, nur trug sie noch weicher, noch sehnender vor. Amalie lächelte. Da kann man sehen, dieselben Noten, dieselben Worte, und der Ausdruck, wie verändert! Dieser stürmische, lebensüppige Gesang, dieses herausfordernde, gewaltige, seines Sieges sichere Drängen, wie war es durch die magische Nähe Amaliens zum bangen Seh-

nen geworden, wie war die lusterglühete Zerline in das bis zur Todesahnung geängstigte Mädchen verwandelt! — Christiane hatte Thränen in den Augen, als wir am Schluß unwillkürlich in ein schnelleres Tempo eingefallen waren, und Amalie blickte, als wir geendet hatten, gegen Himmel, legte die Hand auf das Herz und sagte halblaut: „Là ci darè m' la manol.“ Sie hatte dieses „Là“ so eigen betont, daß mich ein Grabeschauer durchwehte. Dann nahm sie mich wieder bei der Hand und küßte: „Ich danke Ihnen.“

IX. Fragment.

„Là ci darè m' la manol“ Ich erinnere mich jetzt, daß ich die Melodie dieser Worte vor einigen Wochen in Beziehung auf Christiane sang und sie sodann auf den Tasten durchführte. Ich wußte nicht, daß die Trauernde im Zimmer war, und verlor mich ganz und gar in gewisse Gemälde, welche mir mein Herz vorzauberte, die dann meine Hände unwillkürlich auf dem Fortepiano ausdrückten. Es dünkte mir zwar einige Male, daß ich neben mir seufzen hörte, aber ich war zu dicht von meinen Bildern umweht, um Zeit zu haben, mich umzusehen. Endlich kam Christiane und holte mich zum Thee, wo dann Amalie zum ersten Male das sonderbare: „Ich danke Ihnen“ herausschauchte, dem ich damals keinen Grund unterzulegen wußte.

X. Fragment.

Heute Nacht hatte ich einen sonderbaren Traum. Mir war, als säße ich am Pulte und änderte Etwas an dem Duette, welches ich gestern mit der holden Christiane sang. Ich war ganz Wehmuth und Empfindung, denn Amalie hatte die eine Hand auf mein Haupt gelegt, und zeigte hier und dort auf die Noten, welche ich nach ihrer Meinung verändern sollte. Da kam Händel zur Thüre herein; er hatte eine weiße Atlasweste, Pfeffer- und Salzfrack mit kurzen, goldbordirten Schößen, schwefelgelbe Hosen und blaßgrüne Strümpfe mit weissen blauen Zwickeln. Er ritt auf einem ungeheuern Violon und taktirte wüthend und herausfordernd mit seinem kleinen, stählernen Galladegen. Er galoppirte und spornte seinen Kontrabaß mit einem Eifer, als sollte dieser durch die Mauer rennen. Die Rockschöße tanzten in hüpfenden Rhythmen und begleiteten den Ritt mit einem wunderlichen Pizzicato, indem sie wie zwei auf- und abfallende Hummerscheeren an den dicken Saiten rissen. Das große Petschaft rasselte an der langen Silberkette wie Schlittenschellen, die Locken der riesigen Allongeperücke sanken und stiegen wie Geierflügel und stäubten den Puder von sich, daß es zu schneien schien, und endlich der ganze Held in eine weißgraue Wolke gehüllt war. Als ich auf den Boden hinsah, formirte sich aus dem gefallenem Staube Ziffer an Ziffer, die sich über und neben einander stellten und sich drängten und drängten, bis sie in Reihe und Glied standen. Da fuhr mir Amalie nach dem Herzen, und mich durchzuckte, ich wußte nicht wie, eine großartige Kälte, es wurde weit in mir, aber ich sah in einen Abgrund ohne Blüten. Ich staunte über die Höhe, auf wel-

cher ich stand. Mir war, als wäre ich ein Kyklope, und als müßen die Satyrn meine Fußsohlen mit ihren Thyrsusstäben. — Da umwehte es mich plötzlich. Alles ergrünte. Ich stand in einer italischen Gegend voll Größe und Lieblichkeit; Nachtigallen sangen, der Ortolan flötete, dort focht ein Paar lebendiger Gestalten, im Thale lag ein trillernder, fröhlicher Zecher, und neben mir stand Christiane und drohte mit dem Finger, als wollte sie sagen: „Thor, was willst Du an diesen Zeichen verbessern? Glaubst Du, weil ich mich gleich Dir von dem Grabsteinanblicke Amaliens hinreißen ließ, Du hättest ein Recht erhalten, dieses Leben zu tödten?“ —

Nun saltorellirte Leporello herein, machte sein unterthänigstes Compliment, tauchte dabei mit der Hahnenfeder, welche er an dem spitzen Hute trug, in mein großes Tintenfaß, und besudelte mir bei den lebhaften Geberden, mit welchen er auf mich eindrang, Hände und Gesicht damit. Endlich, da ich über seine tölpische Schelmerei lachte, strich er mir mit der Feder durch den Mund, und ich erwachte von dem vitriolsauren Geschmack. — Was ich jetzt denke und treibe, hat Alles auf diese beiden Mädchen Bezug. Sogar meine Träume, die doch sonst mir allein angehörten. Ich möchte wissen, ob es Andern auch so geht, wie mir. Wenn ich einmal in eine Familie eingebürgert bin, so ist mir, als wäre ich angenagelt. Ich könnte auf alle anderen Bekanntschaften Verzicht leisten, und von früh bis abends dort sein. — Besonders dort! —

XI. Fragment.

Glauben Sie wirklich, theuerste Christiane, daß dieses Duo, oder vielmehr der erste Vers desselben so große Wirkung hervorbringe? Ich sehe, Sie meinen, daß nicht eigentlich Vers oder Melodie, sondern der Gedanke, welchen Amalie mit beiden verknüpft, wohlthätig auf sie wirkt. Sie mögen vollkommen Recht haben. Ich weiß, wie sie dieses „Là“ leßthin betonte. Es war ein Hauch, der bis in das Jenseit drang, mir war, als wollte sie in die Ewigkeit hinübergreifen, eine immergrüne Ranke erfassen, und sich an derselben hinüberziehen zu ihm, der ihr dort die Hand reichen soll, welche er hier nicht mehr geben kann. Ich versichere Sie, Vortreffliche, Holde, daß ich mir kein unglücklicheres Wesen denken kann, als Ihre Freundin. Sie erscheint mir in ihrer Regungslosigkeit wie ein Schwimmer im Ocean, der, keine Rettung, ja, keinen Strohhalme zu seiner Rettung findend, sich entschließt, der eigenen Schwere die Oberhand zu lassen, damit es desto schneller zu Ende gehe. Es ist wahr, sie nimmt seither mehr Antheil an unserem Musizieren, ihre Augen bekommen mehr Leben, ihre Lippen verlieren das kramphafte Verschlossenheit, aber doch will dies Alles gar nicht viel sagen.

„Sie sind sehr mißtrauisch auf die Gewalt ihrer Kunst, bester Kapellmeister, ich bin versichert, daß Amalie durch Musik, und ganz allein durch Musik wieder zum Leben gebracht werden könne, und wenn sie mich ein Wischen lieb haben, so helfen Sie mir, meinen Versuch durchzuführen.“

„Nehmen Sie mich hin, und walten und schalten Sie mit mir nach Belieben.“

„Sie sind der Herr,
„Ich bin der Knecht.“

„Keinen Scherz, guter Kapellmeister, ich bin zu sehr eingenommen für diese Idee, und Amalie ist mir zu theuer, als daß mir Das, was ich sage, nicht im höchsten Ernste gelte.“

„Ich scherze gewiß nicht. Beordern sie mich. Was so ein Fantast, wie August, leisten kann.“

„Ist mehr als genug, um mir Freude zu machen, und die Arme zu zerstreuen; mich wundert nur, daß Sie, als eben Derjenige, den Sie sich zu nennen beliebten, nur im mindesten Anstand nehmen können.“

„Wir wollen ja sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Mäßigkeit.) Der Engländer, Dr. Cheyne, bemerkt in seiner schätzbaren Schrift: „*Essay on health and long life*“, daß jene morgenländischen Christen ein besonders hohes Alter erreichten, welche, um Verfolgungen zu entgehen, in die Wüsten Arabiens und Aegyptens sich zurückziehen mußten, und dort auf äußerst einfache und dürftige Kost angewiesen waren. Nach den Berichten des Cassian betrug die Speise, die sie im Laufe eines ganzen Tages zu sich nahmen, in der Regel nicht über 12 Unzen im Gewichte; ihr Getränk war reines Wasser. So erreichte der heil. Antonius, der nur von Kräutern, Brot und Wasser lebte, 100 Jahre; Jacob der Eremit, erlebte das 10te Jahr; Arsenius wurde 120 Jahre alt, von denen er 55 in der Wüste zugebracht hatte; der heil. Epiphanius wurde bei gleicher Mäßigkeit 115, Hieronymus 100, Simon Stylita 109, Romualdus 120 Jahre alt. —

(Ducorner), der ohne Arme geboren wurde, hat in Folge der Pariser Kunstausstellung für seine Gemälde eine goldene Medaille erhalten. Er malt mit den Füßen. —

(Jean Paul's) kolossale Wüste, in Marmor ausgeführt, ist im Atelier des Bildhauers Schöpf in München zu sehen. Sie ist von Sr. Majestät dem Könige für die Halle des bairischen Ruhmes bestimmt. —

(Paganini) ist, nach der „*Gazetta di Genova*“ vom 30. Mai, am 27. desselben Monats um 5 Uhr Abends zu Nizza gestorben. Somit ist der Thron des ersten Violinspielers erledigt; wer aber wird ihn nach einem solchen Könige zu besteigen wagen? —

Literatur.

Ein Werk, welches hierlands vielleicht nicht in dem Maße, als dies wünschenswerth wäre, in das Publicum gedrungen ist, sind die zwei, in den Jahren 1835 und 1838 in Wien bei Carl Gerold erschienenen Bändchen: „Für Kalobiotik, Kunst das Leben zu verschönern, als neu ausgestecktes Feld menschlichen Strebens. Winke zur Erholung und Veredelung des Lebensgenusses.“ Von Wilhelm Bronn. Da nun, wie wir wissen, ein drittes Bändchen, dessen Erscheinen jedoch noch nicht bestimmt angegeben werden kann, für den Druck vorbereitet wird, so wollen wir diese Zeit dazu benützen, auch das Publicum auf diese bevorstehende Erscheinung vorzubereiten, und zugleich auf das bereits Vorliegende recht angelegentlich aufmerksam zu machen.

Wie es mit dem Ganzen eigentlich gemeint ist, mag uns der Verfasser und, wir können wohl sagen, Erfinder desselben selbst sagen; denn wenn auch wir einen Auszug aus seinem Schlüssel zum Ganzen zusammenstellen, so ist doch eigentlich er es, der da spricht, wie folgt: „Zu Feland hat eine Makrobiotik, Lebensverlängerungskunst, geschrieben; es ließe sich aber auch eine Kalobiotik, Lebensverschönerungskunst,

schreiben, welche die Aufgabe hätte, zu lehren, wie das wirkliche Leben möglichst schön, d. i. so einzurichten wäre, daß es allen unseren Seelenkräften so viel als möglich zu gleicher Zeit und in hohem Grade zusage. Die Kalobiotik hätte auf doppeltem Wege zu wirken; sie hätte auf alles Schöne aufmerksam zu machen, was das Leben bereits bietet, denn um Verschönerung unserer Ansichten müßte es ihr vor Allem zu thun sein; dann aber hätte sie die Mittel an die Hand zu geben, wie das Leben noch mit mehr Schönheit auszustatten wäre. Erhöhung eines edlen Daseinsgenusses, und hierdurch Erweckung einer gewissen inneren Freudigkeit, wäre der Nutzen, den die Kalobiotik zunächst zu bringen hätte; sie bestände eigentlich in einer Anwendung der Aesthetik auf das wirkliche Leben, und wie z. B. ein Gedicht, welches die poetische Schilderung eines schönen Familienlebens enthielte, ein Kunstwerk wäre, so wäre dieses Familienleben selbst, wenn es irgendwo bestände, ein Werk der Kalobiotik, deren Gegenstand eben das Schöne im wirklichen Leben ist. Allein nebst der erwähnten Erhöhung eines edlen Daseinsgenusses würde auch eine leichtere Befolgung des Sittengesetzes, eine leichtere Erreichung unserer Bestimmung, eben aus der kräftigenden, inneren Freudigkeit, welche sie bezweckt, der Kalobiotik entblühen.“

Soviel über die Tendenz der Kalobiotik nach dem Sinne unseres Verfassers, und wir dürfen annehmen, daß diese wenigen Zeilen gewisnet sind, jedem Gebildeten die Wichtigkeit der Sache begrifflich zu machen. Was nun die Leistung betrifft, so spricht der Verfasser von der Kalobiotik als von einer Wissenschaft, welche die Gestaltung des Schönen im wirklichen Leben eben so systematisch zu behandeln hätte, wie z. B. die Logik, die Moral oder die bisherige Aesthetik ihren Gegenstand behandelt. Zur Aufbaauung dieser Wissenschaft nun ist der Verfasser nicht geschritten; dies fühlt und bekent er aber auch, indem er, nicht mit Unrecht, meint, es seien vorerst kalobiotische Erfahrungen und Ideen in Fülle zu sammeln, zu verbreiten, und so der Sinn für Kalobiotik so allgemein als möglich zu wecken, und dann erst sei es an der Zeit, Hand an ihre systematische Darstellung zu legen. So erklärt er denn selbst zu bescheiden seine Leistungen als geringen Anfang zu einer Sammlung von Materialien für den künftigen Bau einer Kalobiotik, und deutet im ersten Bändchen darauf hin, wie z. B. Natur, Geschichte, öffentliche Anstalten, Stiftungen und Italien als kalobiotische Quellen benützt werden können, welche die vorzüglichsten Klippen der Kalobiotik seien, und worin der Nutzen des Schönen für's tägliche Leben bestehe; im zweiten Bändchen werden Poesie und Volksmärchen in ihrem Zusammenhange mit der Kalobiotik betrachtet, Fragmente aus kalobiotiker's Tagebuche, dann in kalobiotischem Sinne gefaßte und ausgearbeitete Scenen aus Italien geboten.

Die Ausführung aller dieser kalobiotischen Aphorismen, möchten wir sagen, welche in angesehenen Zeitschriften des In- und Auslandes schmeichelhaft aufgenommen wurden, dürfte eben aus dem Grunde ganz vortreflich genannt zu werden verdienen, aus welchem ein in der allgemeinen Zeitung erscheinender Artikel über das erste Bändchen in dieser Beziehung, bei aller übrigen Anerkennung, einen leichten Tadel ausspricht; dem Verfasser dieses Artikels ist nämlich die Darstellung zu wenig brillant; wir unsererseits müssen der Resignation des Verfassers, mit welcher er sich der schmucklosten, faßlichsten Simplicität des Wortes unterzogen hat, geradezu unsere Achtung und Anerkennung bezeigen, indem wir annehmen, daß dieses ganz schlichte Gewand in echt kalobiotischer Tendenz angezogen wurde, damit nämlich auch die ärmlichste Stube nicht erröthe, den Herrn einzulassen, und auch der geistig Untergeordnete ja nicht zu früh merke, daß er es mit einem gar sehr Ueberlegenen zu thun habe.

Nöge das schöne Streben des Verfassers mit recht allgemeiner — wie wollen gar nicht sagen Anerkennung, sondern nur Beachtung gekrönt werden; die Anerkennung mit erfreulichen Folgen für das wirkliche Leben, welches in der Hütte nicht minder als im Palaste wahrhaft schön geführt werden kann, wird dann gewiß nicht ausbleiben. Gar Vieles aber ist — nicht für leere Decoration, meinen wir, sondern für wahre Verschönerung des Lebens, das gar oft dort, wo aller Ueberfluß an Mitteln gegeben ist, um es zu einer schönen Erscheinung zu gestalten, am allerbärmlichsten geführt wird, in allen seinen Sphären noch zu thun übrig, und so können wir zum Schlusse unbedenklich sagen, daß es nicht bloß Pflicht ist, sich um die Vorschriften der Moral zu bekümmern, sondern daß es auch Pflicht ist, von den Bronn'schen Hüften für Kalobiotik Notiz zu nehmen.

h.